

MUSEION

16. JAHRGANG | 1/2006 |

www.museion.ch

DIE VERNETZTE SICHT

DAS MAGAZIN FÜR GLAUBEN, WISSEN, KUNST IN GESCHICHTE UND GEGENWART

Genesis

Die Schöpfung
ist kein Zufall

Meditation

Wege nach innen

Felix Mendelssohn Bartholdy

Ein Leben im Dienste der Musik





MENDELSSOHN

FELIX MENDELSSOHN



Ein Leben im Dienste der Musik

Felix Mendelssohn Bartholdy (1809–1847) hat Musik hinterlassen, die das Innere, die Seele, berührt und bewegt. Die Feinfühligkeit, welche Kompositionen wie den »Lobgesang«, »Paulus« und »Elias« oder Werke wie den »Sommernachtstraum« kennzeichnet, lässt sich mit Worten kaum richtig wiedergeben; denn diese Musik muss man hören. Mit Worten aber kann man Einblick in die im Allgemeinen nur wenig bekannten Stationen seines Lebens und Wirkens vermitteln.

In glücklichen Verhältnissen aufgewachsen, hat sich Felix Mendelssohn als Komponist, Musikpädagoge, Pianist und Dirigent einen Namen gemacht. Zeitlebens hat er sich für die Wertschätzung anderer Meister eingesetzt, darunter Franz Schubert, Robert Schumann und insbesondere Johann Sebastian Bach. Mit der Wiederaufführung der »Matthäuspassion« begründete er – damals erst zwanzigjährig – die noch heute anhaltende Renaissance von Bachs Musik.

BARTHOLDY

Der 25-jährige Felix Mendelssohn Bartholdy,
Zeichnung von Wilhelm Schadow, April 1834.

DIE HERKUNFT

Als Felix Mendelssohn am 3. Februar 1809 in Hamburg zur Welt kam, war der Name seiner Familie in Europa bereits sehr bekannt und hatte sie selbst gesellschaftlich wie wirtschaftlich weitreichenden Einfluss. Sein Grossvater *Moses Mendelssohn* (1729–1786) war noch in einfachsten Verhältnissen aufgewachsen, doch verfügte er, Sohn eines armen Thoraschreibers und Kinderlehrers, über einen starken Wissensdurst und Lerneifer. Als erst Vierzehnjähriger hatte er sich von seinem Geburtsort Dessau im damaligen Fürstentum Anhalt in das mehr als einhundert Kilometer entfernte Berlin aufgemacht, um sich dort autodidaktisch weiterzubilden. Er tat dies insgeheim, denn weltliches Wissen war bei den jüdischen Gemeindevorstehern und Rabbinern der Zeit geächtet. In Berlin nahm er Gelegenheitsarbeiten an, um sich durchs Leben zu schlagen, und begann, der er zuvor nur Jiddisch und Hebräisch gesprochen hatte, Deutsch zu lernen, dann Latein, Französisch und Englisch, später auch Griechisch; ferner Mathematik und Philosophie. 21-jährig wurde er einem Berliner Seidenwarenfabrikanten als Hauslehrer für dessen Kinder empfohlen, und der machte ihn bald zum Buchhalter und später zum Teilhaber seines Unternehmens.

Nicht als Seidenhändler gelangte Moses Mendelssohn jedoch zu internationaler Bekanntheit, sondern aufgrund seines literarischen und aufklärerischen Schaffens: wegen seiner Übersetzung der fünf Bücher Mose, der Psalmen und des Hohelieds aus dem Hebräischen ins Deutsche; wegen seines in über dreissig Sprachen übertragenen philosophischen Hauptwerks »Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele« – und vor allem auch aufgrund seines so mutigen wie klugen Eintretens für religiöse Toleranz und Menschlichkeit. Wegen dieses Wirkens nannte *Johann Wolfgang von Goethe* (1749 bis 1832) ihn »einen unserer würdigsten Männer«, und der Schriftsteller und Freund *Gotthold Ephraim Lessing*

(1729–1781) widmete ihm dafür die Titelrolle in seinem dramatischen Schauspiel »Nathan der Weise«.

Als Moses Mendelssohn 57-jährig starb, war *Abraham* (1776 bis 1835), der spätere Vater von Felix, gerade neun Jahre alt. Über Abrahams eigene Kindheit und Jugend findet man keine zeitgenössischen Nachrichten; aber man findet ihn im Jahre 1805 als jungen Ehemann in Hamburg, wo er zusammen mit seinem sechs Jahre älteren Bruder *Joseph* ein Bankhaus eröffnet hatte. Im Jahr zuvor hatte er *Lea Salomon* (1777–1842) geheiratet. Diese war wie er selbst nicht nur fein gebildet, sondern sie verfügte dank dem Vermächtnis ihres Grossvaters, eines der wohlhabendsten Berliner

Bürger, auch über ein ansehnliches eigenes Vermögen. Trotzdem war, wie ein langjähriger Freund der Familie berichtet,

»ihr Putz immer nur zierlich und einfach«.

Lea Mendelssohn war, wie jener Freund weiter schreibt,

»reizend durch ihr sprechendes, schwarzes Auge, durch ihren [anmutig-feinen] Sylphidenwuchs, durch ihr zartes, bescheidenes Benehmen und ihre geistvolle



Moses Mendelssohn, Gemälde von Anton Graff, um 1769 (oben links). Abraham Mendelssohn und seine Frau Lea Salomon in Zeichnungen ihres späteren Schwiegersohnes Wilhelm Hensel, um 1823. Abraham Mendelssohn, Sohn von Moses und Vater von Felix, bezeichnete sich in liebenswerter Selbstbescheidung einmal als »blossen Gedankenstrich« zwischen dem berühmten Vater und dem noch berühmteren Sohn: »Früher war ich der Sohn meines Vaters, jetzt bin ich der Vater meines Sohnes.«

Das Geburtshaus Felix Mendelssohns an der Grossen Michaelisstrasse 14 in Hamburg. Haus und Strasse bestehen seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr.



Unterhaltung voll heller Verstandesblitze und treffendem, aber immer schonend geäußertem Witz. Sie hatte sich jede Gattung modischer Bildung angeeignet; sie spielte [Klavier] und sang mit Ausdruck und Anmut, aber selten und nur für Freunde; sie zeichnete trefflich; sie sprach und las Französisch, Englisch, Italienisch und – heimlich! – Homer im Original. Heimlich! Wie hätten andere mit diesem Können geprunkt!«

Lea und Abraham Mendelssohn hatten vier Kinder. Im Jahre 1805 wurde *Fanny*, die Älteste, geboren, 1809 *Felix*, 1811 *Rebecka* und 1813 schliesslich *Paul* als jüngstes und letztes Kind der beiden. Kurz nach Rebeckas Geburt hatte die Familie Hamburg infolge der napoleonischen Besetzung mehr oder weniger überstürzt verlassen müssen und war nach Berlin zurückgekehrt. Von dort aus führten die beiden Brüder Joseph und Abraham sodann ihr Bankhaus gemeinsam weiter, bis sich Letzterer 1821 aus dem Unternehmen

zurückzog, um sich künftig in erster Linie der Erziehung seiner Kinder widmen zu können.

»SEI WAHRHAFT UND GEHORSAM«

Lea und Abraham Mendelssohn haben sich anfänglich – eine allgemeine Schulpflicht war noch nicht durchgesetzt – selbst um die schulische Bildung ihrer Kinder gekümmert. Während der Vater sie Mathematik und Französisch lehrte, unterrichtete die Mutter sie in den Fächern Deutsch und Literatur sowie in den Künsten, dem Zeichnen und der Musik. Daneben aber wurden die Kinder auch in den bürgerlichen Tugenden unterwiesen, wie *Eduard Devrient* (1801 bis 1877), ein von Jugend an mit Felix und der Familie Mendelssohn befreundeter Sänger, in seinen »Erinnerungen« überliefert:

»Die Mutter, [...] die man stets beschäftigt fand, sei es mit Lektüre oder wirtschaftlicher Handarbeit, hielt die

DIE MENDELSSOHN, DAS CHRISTENTUM UND DER BEINAME BARTHOLDY

Im Jahre 1816 hatte Vater Abraham Mendelssohn seine Kinder – Felix war sieben Jahre alt – evangelisch taufen lassen. Er selbst und seine Frau traten sechs Jahre später ebenfalls zur protestantischen Kirche über. Die Konvertierung bedeutete jedoch nicht, dass Abraham das kirchliche Christentum als besser oder wahrer denn das Judentum in der ihm von seinem eigenen Vater überlieferten, aufgeklärten Form angesehen hätte; er fühlte sich in seinem Glauben nicht an die formelle Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion gebunden. So schrieb er 1819 an seine damals dreizehnjährige älteste Tochter Fanny:

»Es gibt – die Religion sei, welche sie wolle – nur einen Gott, nur eine Tugend, nur eine Wahrheit, nur ein Glück. Du findest alle, wenn Du der Stimme Deines Herzens folgst; lebe so, dass sie immer im Einklang mit der Stimme Deiner Vernunft bleibe.«

Oder ein Jahr später schrieb er ihr:

»Ich weiss, dass es in mir und in Dir und in allen Menschen einen ewigen Hang zu allem Guten, Wahren und Rechten und ein Gewissen gibt, welches uns mahnt und leitet, wenn wir uns davon entfernen. Ich weiss es, glaube daran, lebe in diesem Glauben, und er ist meine Religion. [...] Es hat sie ein jeder, der sie nicht absichtlich und wissentlich verleugnet.«

Die Taufe bedeutete für Abraham Mendelssohn mithin kein Bekenntnis zum kirchlichen Christentum. Aber er hatte es als Kind selbst wiederholte Male erleben müssen, dass man Steine nach ihm warf oder ihn beschimpfte, weil er kein Christ, sondern ein Jude war. Solches wollte er seinen Kindern wohl ersparen und ihnen – Juden besaßen faktisch weder das gleiche gesellschaftliche Ansehen noch die gleichen beruflichen Möglichkeiten wie Christen – den Weg ins Leben möglichst ebnen.

Entsprechend wichtig war es für ihn, dass der Übertritt zum Christentum auch äusserlich sichtbar wurde. Daher nahm er für sich und die Seinen den 'christlichen' Beinamen »Bartholdy« an; sie alle nannten sich fortan »Mendelssohn Bartholdy«.

Kinder mit unerbittlichem Nachdruck zum Fleisse an. Dass die Tätigkeit für Felix zu einem Gewohnheitsbedürfnis wurde, kam wohl daher. [...] Wenn ich zum Vormittagsbesuch bei der Mutter war und er mit seinem Butterbrote – das ihm das Recht gab, von der Arbeit zu gehen – ins Vorderzimmer kam und länger mit mir plauderte, als das Butterbrot reichte, so scheuchte ihn gewiss sehr bald der Mutter kurzab hingeworfene Äusserung "Felix, tust du nichts?" wieder ins Hinterzimmer.«

Nach der Beobachtung des genannten Jugendfreundes besass allerdings der Vater

»den wichtigsten Einfluss auf des Sohnes Entwicklung [...]. Abraham Mendelssohn war ein ausgezeichnete Mensch, in dessen Seele und Geist sich das Leben mit ungewöhnlicher Klarheit abspiegelte, dessen Denken und Fühlen, Lernen und Erkennen ihn das Göttliche in der höheren Vernunft hatte finden lassen. [...] Die Überzeugung, dass unser Leben eine Verpflichtung zur Arbeit, zum Nützen und Streben sei, diese Überzeugung erbte Felix von seinem Vater.«

Abraham Mendelssohn war ein sehr gewissenhafter Vater. Seiner Erziehung lag die feste Überzeugung zugrunde, dass – so schreibt Enkel Sebastian Hensel in der Familienchronik –

»jede erreichte Stufe nur eben eine Stufe sei, dass, was gut ist, noch besser werden könne, dass mit einem Wort die Erziehung nie zu Ende sei und dass Vater und Mutter, solange sie leben, nie aufhören dürfen, Berater und Leiter ihrer Kinder zu sein.«

Die zahlreichen Briefe, die er, der als Bankier häufig auf Reisen war, seinen Kindern schrieb, sind vielsagende Zeugnisse dieser Anleitung zum Besseren. In einem Brief aus dem Jahre 1817 an seine vier Kinder – die Älteste war zwölf, der Kleinste vier Jahre alt – ist zu lesen:

»Du, liebes Beckchen [Rebecka, sechs Jahre alt], hast mir recht gut

geschrieben, und ich lobe Dich, dass Du Dich des Eichhörnchens erbarmst und es in die Stube hast bringen lassen. Wenn das Wetter bei Euch so abscheulich ist wie hier, so hätte es ein Eichelelefantchen auch nicht im Freien aushalten können. Was hat denn aber Mutter dazu gesagt? Führe Dich gut, fleissig und folgsam auf, ich bringe Dir etwas sehr Schönes mit, das Du Dir aber auch verdienen musst. Du, liebe Fanny, hast Dich in Deinem ersten Briefe recht schöner Schrift beflüssigt; der zweite war schon eiliger. Es macht Dir Ehre, dass Dich B.s üble Spässe nicht erfreuen; ich finde auch keinen sonderlichen Geschmack daran, und es ist ein sündhaftes Bestreben, Lachen erregen zu wollen auf Kosten des Guten und Schönen. Leider beschränkt sich hierauf fast allein die Unterhaltung und das Leben in der Gesellschaft. Daher ist es ein übles, unlöbliches Leben und eine goldene Regel, lieber zu schweigen, als etwas Unziemliches zu sagen. Mit Dir, lieber Felix [acht Jahre alt], ist die Mutter bis jetzt, wie sie mir geschrieben, zufrieden, und das freut mich sehr; ich hoffe, ein wahrhaftes und erfreuliches Tagebuch vorzufinden. Beherrze meinen Wahlspruch: "Sei wahrhaft und gehorsam." Besser kannst Du nicht sein, und wenn Du jenes nicht bist, nichts Schlechteres. Deine Briefe haben mir Vergnügen gemacht; indessen waren in dem zweiten mehrere Nachlässigkeiten, die ich Dir zu Hause zeigen werde. Du musst Dich bemühen, besser zu sprechen, dann wirst Du auch besser schreiben. Deine Briefe, o Du dreimal gerührter Morgenkönig, sonst auch Paul Hermann genannt, waren die besten [der Vierjährige hatte ihm wohl höchstens eine Zeichnung zugesandt]; auch nicht ein einziger Fehler war darin, und sie waren so schön kurz. Ich lobe Dich aber im Ernst wegen Deiner guten Ausführung, von der mir Mutter, Beckchen und Fanny schöne Dinge erzählen.«

INTENSIVER UNTERRICHT

Es war Ziel der Eltern Mendelssohn, ihre Kinder zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft heranzubilden. Sie verpflichteten daher zur Ergänzung ihres eigenen Unterrichts eine Reihe von Hauslehrern,

wobei sie darauf achteten, dass eine breite wissenschaftliche Ausbildung in harmonischem Einklang mit der musischen stand. Der Sprachforscher und spätere Professor Karl Wilhelm Ludwig Heyse etwa lehrte die Kinder die allgemeinen Fächer und die alten Sprachen; Johann Gottlob Samuel Rösel, Landschaftsmaler und Professor an der preussischen Bauakademie, bildete sie im Zeichnen weiter. Für Felix und seine vier Jahre ältere Schwester Fanny, bei denen sich das musikalische Talent schon früh gezeigt hatte, wurde Carl Wilhelm Henning, der zweite Konzertmeister an der Berliner Oper, als Violinlehrer sowie der international gefeierte Pianist und Komponist Ludwig Berger als Klavierlehrer engagiert; Carl Friedrich Zelter, Leiter der angesehenen Berliner Singakademie, unterrichtete die beiden in Musiktheorie und Komposition.

Einem Brief, den Felix kurz nach seinem elften Geburtstag an einen nicht näher genannten »Herrn Doktor« schrieb, lässt sich entnehmen, wie beträchtlich das Arbeitspensum war, das er ungeachtet seines kindlichen Alters zu bewältigen hatte:

»Ich habe sechs Stunden Latein wöchentlich, zweimal Caesar ["Der Gallische Krieg"], zweimal Ovid ["Metamorphosen"], einmal Grammatik, und einmal "Exercitia" [Übungen]. Ich habe das zweite Buch des Caesar, der mir gar nicht schwer wird, angefangen. Ich lese in jeder Stunde zwei Kapitel [...]. Im Ovid, der mir viel schwerer vorkommt, lese ich das erste Buch, in jeder Stunde ungefähr vierzehn Verse, und mache eine Übersetzung davon. Ich bin bei der Verwandlung der Daphne. In der Mathematik lese ich jetzt das fünfte Buch [der dreizehn Bücher "Elemente"] des Euklid, welches mir schwerer als alle andern scheint, welche vorhergehen.

Übrigens habe ich mit Fanny zusammen zwei Geschichtsstunden, zwei Rechenstunden, einmal Geographie und einmal Deutsche Sprache. – Mit der Violine geht's so ziemlich, ich habe zweimal in der Woche Stunde und spiele Etüden von Kreutzer. – Auch gehe ich Montag und Dienstag



Der dreizehnjährige Felix Mendelssohn, Bleistiftzeichnung von Wilhelm Hensel vom 14. November 1822. Seit Oktober 1822 fanden im Hause Mendelssohn die regelmässigen »Sonntagsmusiken« statt, bei denen Felix häufig am Klavier oder als Dirigent eigene Werke vortrug. Ein Zeitzeuge berichtet darüber: »Auf einem Tabouret stand der Knabe vor seinem Notenpult und nahm sich unter den gesetzten Musikern, besonders neben dem riesigen Kontrabassisten, wunderkindlich genug aus in seinem Knabenhabit, wenn er, die langen Locken in den blossen Nacken schüttelnd, über die Männer hinsah wie ein kleiner Feldherr, dann tapfer mit dem Taktstock einschlug und mit Ruhe und Sicherheit, und doch immer wie lauschend und aus-horchend, sein Stück zu Ende dirigierte.«



Fanny Mendelssohn, Zeichnung ihres späteren Ehemannes Wilhelm Hensel. Fanny, selbst eine begabte Pianistin und Komponistin, hätte sich die Musik liebend gerne zum Beruf erwählt. Aber die Zeit mochte einer Frau eine solche Laufbahn noch kaum gewähren. Vater Abraham schrieb der Fünfzehnjährigen während einer seiner Reisen: »Die Musik wird für ihn [Felix] vielleicht Beruf, während sie für Dich stets nur Zierde, niemals Grundbass Deines Seins und Tuns werden kann und soll; [...] es ehrt Dich, dass Du [...] durch Deine Freude an dem Beifall, den er sich erworben, bewiesen hast, dass Du ihn Dir an seiner Stelle auch würdest verdienen können. Verharre in dieser Gesinnung und diesem Betragen, sie sind weiblich, und nur das Weibliche ziert die Frauen.«



Carl Friedrich Zelter, der Kompositionslehrer des kleinen Felix Mendelssohn und Freund von Goethe; Zeichnung von Wilhelm Hensel, 1829.

auf die Singakademie, wo ich sehr schöne Sachen höre. Der Herr Professor Zelter befindet sich recht wohl, er kommt wöchentlich zweimal zu uns. Mit meinen Arbeitsstunden bin ich jetzt so eingerichtet, dass ich immer den Abend die Arbeiten mache, welche ich den Morgen aufbekomme.«

Müssiggang gab es nicht im Hause Mendelssohn. Der Tag begann um fünf Uhr früh; einzig am Sonntag durften die Kinder etwas länger schlafen.

»IHM WAR AUGENSCHENLICH NUR UMS MUSIKMACHEN ZU TUN«

Als Felix Mendelssohn diesen Brief am 22. März 1820 schrieb, hatte er, soviel bekannt ist, eben gerade seine erste Komposition vorgelegt, ein mit »Recitativo« überschriebenes, kurzes Klavierstück. Bereits zwei Jahre zuvor, als Neunjähriger, war er zum ersten Mal an einem öffentlichen Konzert aufgetreten, als er den Klavierpart eines Trios spielte.

Künstlerisch entwickelte sich der auf mehreren Gebieten begabte und geförderte Knabe – von seiner Hand stammen auch, wie hinten gezeigt, beachtenswerte Zeichnungen sowie Gedichte – mit verblüffender Geschwindigkeit. Unter der Anleitung seines Lehrers Zelter komponierte Felix noch 1820 eine Fülle weiterer kleiner Werke, wobei er sich stilistisch zuweilen noch an *Wolfgang Amadeus Mozart* (1756 bis 1791), einem seiner musikalischen Vorbilder, orientierte. Die früh

vorhandene kompositorische Reife, sein technisches Geschick und sein Gespür für Dramaturgie werden etwa in seinem Singspiel »Die beiden Pädagogen« deutlich, welches er – neben seinen schulischen Verpflichtungen – im Winter 1821 in weniger als drei Monaten schuf.

»Man fasst es nicht«, schrieb einer seiner Biographen, »dass ein Zwölfjähriger imstande ist, mit musikalischen Mitteln die Personen dermassen bravourös zu charakterisieren, den betrügerischen Lakaien ebenso wie den prügelwütigen Dorfschulmeister, und mit welcher Souveränität hier Ensembles vorgestellt werden.«

Dieses Singspiel wurde – wie zwei andere zuvor – im Salon der

Mendelssohns selbst aufgeführt. Der vermögende Vater hatte dafür die erforderlichen Instrumentalisten und Gesangssolisten engagiert, darunter auch den bereits erwähnten jungen Sänger Devrient, der bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft von Felix machte und über diese Begegnung anlässlich einer ersten Probe schrieb:

»Die Singenden sassen um den grossen Esstisch und nahe dem Flügel, an dem auf einem hohen Kissen Felix sass und unbefangen, ernsthaft und eifrig, als ob er ein Knabenspiel mit seinen Kameraden vorhätte, uns dirigierte und meisterte. Dass so viele erwachsene Personen um seiner Kompositionen willen sich bemühten, schien ihm so wenig eitel zu machen, als dass er nun schon

die dritte kleine Oper geschrieben hatte und mit einer grösseren beschäftigt war. Ihm war augenscheinlich nur ums Musikmachen zu tun, und er nahm wohl an, uns sei es auch so. Schon am ersten Abend fiel uns auf, dass das Persönliche und Eitle bei dem Knaben sehr schwach, dagegen das Verlangen, zu erfahren, zu lernen, zu prüfen, um der Sache willen weiterzukommen, entschieden vorherrschend war.«

Ob der rasch zunehmenden musikalischen Produktivität von Felix – 1821/22 komponierte er unter anderem noch acht Streichersymphonien, die Klaviersonate in g-Moll, das Violinkonzert in d-Moll, das Klavierkonzert in a-Moll und verschiedene geistliche Chorwerke

Die Zeichnung »Blick aus dem Gasthof in Lauterbrunnen« (rechts) hat Felix Mendelssohn als Dreizehnjähriger anlässlich seiner ersten Schweizer Reise angefertigt. Der Rheinfall bei Schaffhausen, Aquarell von Felix Mendelssohn, gemalt während seiner letzten Schweizer Reise im Jahre 1847.



Johann Wolfgang von Goethe, Gemälde von Joseph Stieler. Diese Kopie des bekannten Gemäldes war eigens für die Familie Mendelssohn geschaffen worden. Dabei wurde der auf dem Brief erkennbare Text durch einen Vers ersetzt, den Goethe dem dreizehnjährigen Felix nach seinem ersten Besuch in Weimar für das Stammbuch geschrieben hatte: »Wenn über die ernste Partitur quer die Steckenpferdchen reiten, nur zu auf weiter Töne Flur, wirst manchem Lust bereiten, wie Du's getan mit Lieb' und Glück. Wir wünschen Dich allesamt zurück.«



– entwickelten sich diese Hauskonzerte bald zu der festen Einrichtung der »Sonntagsmusiken«, bei denen Felix, aber ebenso seine Schwester Fanny eigene Werke sowie welche anderer Komponisten vortrugen. Der Vater verpflichtete hierfür jeweils ein kleines Orchester, das Felix selbst leitete. Dies hatte für ihn den unschätzbaren Vorteil, dass er sich von klein auf mit der Natur und dem Zusammenklang der verschiedenen Instrumente vertraut machen und seine eigenen Kompositionen auf ihre Wirkung überprüfen konnte. Die Sonntagsmusiken fanden im Haus der Mendelssohns an der Neuen Promenade 7 in Berlin, ab 1825 an der Leipziger Strasse 3 (heute befindet sich dort das Bundesratsgebäude), statt und waren ein kulturelles Ereignis. Zu den Gästen zählten etwa der Komponist Carl Maria von Weber (1786–1826), der Naturwissenschaftler Alexander von Humboldt (1769–1859) oder der Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831).

BEI GOETHE IN WEIMAR

Im Herbst 1821 wurde Felix Mendelssohn mit dem sechzig Jahre älteren Johann Wolfgang von Goethe bekannt gemacht. Sein Kompositionslehrer Carl Friedrich Zelter war mit Goethe eng befreundet und wollte diesem seinen hochbegabten Schüler persönlich vorstellen. Felix reiste nicht ohne genaue schriftliche Verhaltensanweisungen seiner Eltern nach Weimar. Und seine grosse Schwester, die gerne mit dabei gewesen wäre, fügte bei:

»Wenn Du zu Goethe kommst, sperre Augen und Ohren auf, ich rate es Dir! Und kannst Du bei Deiner Rückkehr nicht jedes Wort aus seinem Munde erzählen, so sind wir Freunde gewesen!«

Sicherlich hätte Felix die Daheimgebliebenen auch ohne diese Anforderung seiner älteren Schwester über die Einzelheiten seines zweiwöchigen Aufenthalts im Haus von Goethe orientiert, denn er war, was

bei den Mendelssohns einer festen Familientradition entsprach, ein so sorgsamer wie regelmässiger Briefschreiber; insgesamt hat er mehrere Tausend Briefe geschrieben. So berichtete er im Brief vom 10. November 1821 aus Weimar:

»Ich spiele hier viel mehr als zu Hause, unter vier Stunden selten, zuweilen sechs, ja wohl gar acht Stunden. Alle Nachmittage macht Goethe das Streicher'sche Instrument [ein Flügel des damals führenden Wiener Klavierbauers Streicher] mit den Worten auf: "Ich habe dich heute noch gar nicht gehört, mache mir ein wenig Lärm vor", und dann pflegt er sich neben mich zu setzen, und wenn ich fertig bin (ich phantasiiere gewöhnlich), so bitte ich mir einen Kuss aus oder nehme mir einen. Von seiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch gar keinen Begriff [...]. Dass seine Figur imposant ist, kann ich nicht finden, er ist eben nicht viel grösser als Vater. Doch seine Haltung, seine Sprache, sein Name, die sind imposant. Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er, und schreien kann er, wie 10000 Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiss, sein Gang ist fest, seine Rede sanft.«

Goethe war von den Kompositionen des Jungen ebenso angetan wie von dessen pianistischer Virtuosität, die er ihn in seinem Hause vorversammelter Weimarer Gesellschaft anhand von Werken mit steigendem Schwierigkeitsgrad demonstrieren liess – eine Aufgabe, welche der Zwölfjährige nach den Berichten mehrerer Ohrenzeugen mit Bravour löste.

Trotz des grossen Altersunterschieds haben sich Goethe und Felix gut verstanden; der Ältere fühlte sich in der Gegenwart des so charmanten wie gebildeten Knaben, mit dem sich bereits damals auch über musikästhetische und -geschichtliche Fragen diskutieren liess, wohl und angeregt. Der mit Briefen und Besuchen gepflegte Kontakt zwischen den beiden riss bis zu Goethes Tod im Jahre 1832 nicht mehr ab. Nach dem letzten Aufenthalt Felix' in Weimar

schrieb jener am 3. Juni 1830 an seinen Freund Zelter:

»Soeben, früh halb 10 Uhr, fährt, beim klarsten Himmel, im schönsten Sonnenschein, der treffliche Felix [...], nachdem er 14 Tage bei uns vergnüglich zugebracht und alles mit seiner vollendeten Kunst erbaut, nach Jena [...].

Mir war seine Gegenwart besonders wohlthätig [...]. Von der Bach'schen Epoche heran hat er mir wieder Haydn, Mozart und Gluck zum Leben gebracht, von den grossen neuern Technikern hinreichende Begriffe gegeben und endlich mich seine eigenen Produktionen fühlen und über sie nachdenken machen; ist daher auch mit meinen besten Segnungen geschieden.«

»ALLE SCHWEIZER LANDSLEUTE KÖNNEN JODELN«

Vater Abraham Mendelssohn hatte sich, wie erwähnt, 1821 aus dem Bankgeschäft zurückgezogen, um sich vermehrt seiner Familie und der Erziehung seiner Kinder zu widmen. Die so gewonnene freie Zeit nutzte er im folgenden Jahr für eine mehrmonatige Reise mit den Seinen in die Schweiz – ein in jener Zeit durchaus aussergewöhnliches und zudem mit erheblichen Strapazen verbundenes Unterfangen. Im Juli 1822 brach die grosse, auch den Hauslehrer Heyse und das nötige Dienstpersonal umfassende Reisegruppe mit mehreren Wagen von Berlin aus auf und fuhr über Kassel und Stuttgart nach Schaffhausen in die Schweiz,

»deren Schönheit«, wie Felix seinem Lehrer Zelter Ende August schrieb, »mit Worten gar nicht auszudrücken ist.«

Über Zürich reiste die Gruppe in die Innerschweiz und zum Gott hard, dann ins Berner Oberland und weiter bis an den Genfersee. Felix war dabei nicht allein von den Schönheiten der Natur begeistert; angetan hatte es ihm insbesondere auch die Klangwelt der Schweizer Folklore, die er in der Alpengegend allenorten offenen Ohres aufnahm. In seinem Brief

vom 13. September 1822 an Zelter erklärte ihm der Dreizehnjährige beispielsweise das Jodeln wie folgt:

»Zuerst das Jodeln: Zuerst nenne ich es, weil es in der ganzen Schweiz verbreitet, und alle Schweizer Landsleute können jodeln. Es besteht aus Tönen, die durch die Gurgel hervorgebracht werden, und gewöhnlich sind es aufspringende Sexten. Es ist nicht zu leugnen, dass diese Art von Gesang in der Nähe oder im Zimmer rau und unangenehm klingt. Doch wenn Echos darauf antworten oder sich damit vermischen; wenn man im Tale steht und auf dem Berge oder im Walde das Jodeln und das Jauchzen hört, das der Enthusiasmus der Schweizer für ihre Gegend hervorbringt; wenn man auf dem Berge steht, bei frühem Morgen und heiterem Wetter, und das Geläute der Kühe im Tale, welche auf die Matten ausgetrieben werden, es bald laut, bald leise begleitet – dann klingt dieser Gesang schön, ja, er hängt genau mit dem Bilde zusammen, das ich mir von einer Gegend mache, und gehört gleichsam zu einer Schweizer Landschaft.«

Die in der Schweiz gehörten und ihm bisher unbekannt Klänge hat Felix nach seiner Rückkehr nach Berlin im Oktober 1822 in mehreren Kompositionen verarbeitet, so unter anderem in seiner 9. Streichersymphonie, welche er mit »La Suisse« betitelte.

DIE MUSIK ALS LEBENSBERUF

»Das ist eine Familie, wie ich keine gekannt habe; der fünfzehnjährige Felix, eine Erscheinung, wie es keine mehr gibt. Was sind alle Wunderkinder neben ihm? Sie sind eben Wunderkinder, und sonst nichts; dieser Felix Mendelssohn ist schon ein reifer Künstler und dabei erst fünfzehn Jahre alt.«

So notierte es Ignaz Moscheles (1794–1870), einer der führenden Pianisten seiner Zeit, 1824 nach seinem ersten Aufenthalt im Hause Mendelssohn verblüfft in sein Tagebuch. Das allgemeine Urteil über die Fähigkeiten des jungen Felix war einhellig. Aber obwohl

er als Pianist wie als Komponist auf eine Reihe ansehnlicher Erfolge zurückblicken konnte, stand für seinen Vater lange nicht fest, ob er ihm gestatten sollte, die Musik auch zum Lebensberuf zu machen. Sein Schwager Jakob Salomon Bartholdy hatte ihm ausdrücklich davon abgeraten und ihm geschrieben:

»Das ist keine Karriere, kein Leben, kein Ziel; man ist zu Anfang so weit als am Ende und weiss es; ja, in der Regel [ist man am Anfang noch] besser daran. Lasse den Buben ordentlich studieren, dann auf der Universität die Rechte absolvieren und dann in eine Staatskarriere treten. Die Kunst bleibt ihm als Freundin und Gespielin zur Seite.«

So reiste Vater Abraham Mendelssohn im Frühjahr 1825 mit Felix nach Paris, wo er die Fähigkeiten seines Sohnes vom italienischen Komponisten Luigi Cherubini (1760 bis 1842) beurteilen liess, der damals Direktor des Pariser Musikonservatoriums war und in Musikkreisen als eine der ersten Autoritäten angesehen wurde. Felix hatte sein eben komponiertes Klavierquartett in h-Moll mitgebracht, das sich Cherubini ruhig anhörte und darauf lächelnd erklärte:

»Dieser Junge ist begabt; er wird Gutes leisten, ja er leistet jetzt schon Gutes.«

Der Befund Cherubinis bedeutete für Vater Mendelssohn die erhoffte Bestätigung.

Noch im gleichen Jahr schrieb Felix, inzwischen sechzehnjährig, mit dem Oktett für Streicher in Es-Dur eines seiner bedeutendsten kammermusikalischen Werke. Und 1826 komponierte er mit der Ouvertüre zum Schauspiel »Ein Sommertraum« eines der schönsten Beispiele romantischer Musik.

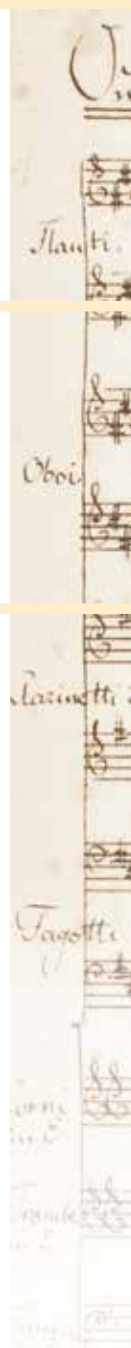
»EINE STERNSTUNDE DER MUSIKGESCHICHTE«

Felix Mendelssohn ging es schon in jugendlichem Alter nicht allein darum, zu komponieren oder seine eigenen Werke vorzutragen. Er fühlte auch eine pädagogische Verantwortung gegenüber dem Schaffen

anderer Komponisten; er wollte – und dies zeitlebens – zur Beschäftigung mit der Musik anderer anregen, auch wenig bekannten Kompositionen Gehör und Beachtung verschaffen sowie die Entwicklungen in der Musik verständlich machen. Dies hatte er etwa bei Goethe getan und ihn mit einigem Erfolg insbesondere an das Werk von Johann Sebastian Bach (1685 bis 1750) und dasjenige von Ludwig van Beethoven (1770–1827) herangeführt. Hatte Goethe bei Felix' erstem Besuch 1821, wie erwähnt, halb im Scherz noch von »Lärm« gesprochen, konnte davon 1830 keine Rede mehr sein. In den unterrichtsartigen Privatkonzerten, die er Goethe gab, hatte er ihm nach dessen eigenem Bekunden »hinreichende Begriffe« von den Neuerungen in der Musik vermitteln können – am Schluss hatte Goethe sogar den lange verschmähten Beethoven »sehr gross, ganz toll« gefunden.

Die Musik Bachs war damals indes fast nicht bekannt; nur selten wurde von ihm etwas öffentlich aufgeführt. Das hatte einerseits damit zu tun, dass von seinen Werken zu seinen Lebzeiten und noch Jahrzehnte darüber hinaus kaum ein Druck hergestellt worden war und neben den Originalmanuskripten nur einzelne Abschriften vorhanden waren. Ein anderer Grund dürfte darin gelegen haben, dass man in der Zeit der Klassik kein Ohr mehr für die strenge Polyphonie (den durch mehrere selbständig geführte Stimmen erzeugten Vielklang) der Barockmusik mehr besass und Bach als nicht zeitgemäss angesehen wurde. Man hielt ihn – wie Eduard Devrient überliefert – »für einen unverständlichen musikalischen Rechenmeister«, wenn auch »von erstaunlicher Fähigkeit im Fugenschreiben«. Seinen grösseren Werken wurde die Publikumswirkung rundweg abgesprochen.

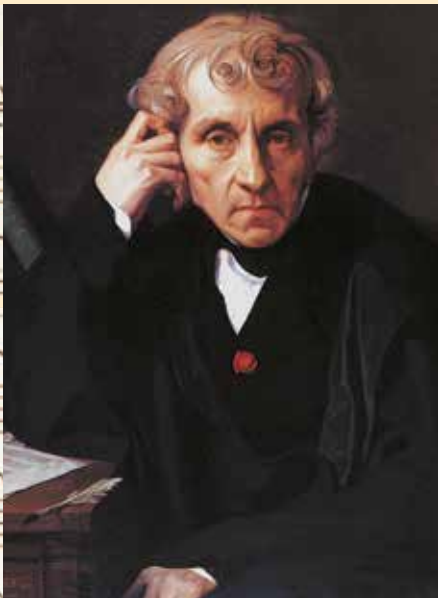
Felix war jedoch mit der Musik Bachs aufgewachsen. Im Hause Mendelssohn hatte die Beschäftigung mit ihr eine lange Tradition, weil eine der Grosstanten von Felix eine Schülerin von dessen Sohn Wilhelm Friedemann Bach (1710 bis 1784) gewesen war. Die Familie besass auch mehrere Manuskripte, und an ihren



Die Kathedrale zu Durham in Nordostengland, Aquarell von Felix Mendelssohn, 1829.



Die Singakademie in Berlin, Ölgemälde von Eduard Gärtner, 1843. Mit der Wiederaufführung der seit ihrer Uraufführung 1729 praktisch nicht mehr gespielten »Matthäuspassion« von Johann Sebastian Bach begründete Mendelssohn hier im März 1829 die Renaissance von Bachs Musik und der Musik des Barock, die damals nicht mehr als zeitgemäss gegolten hatte. Mendelssohn war Persönlichkeit genug, um das Können anderer zu achten. Für ihn war es, wie er einmal schrieb, »die erste Bedingung zu einem Künstler [...], dass er Respekt vor dem Grossen habe und sich davor beuge und es anerkenne und nicht die grosse Flamme auszupusten versuche, damit das kleine Talglicht ein wenig heller leuchte«. Entsprechend hat er sich sein Leben lang für das Schaffen anderer Musiker eingesetzt und viele unbekannte und sonst vielleicht unwiederbringlich verloren gegangene Werke der Vergessenheit entrissen.



Luigi Cherubini, Porträt von Jean-Auguste Dominique Ingres. Bevor Vater Abraham Mendelssohn Felix die Einwilligung gab, die Musik zum Beruf zu machen, war er 1825 mit ihm nach Paris gereist, wo er Talent und Fähigkeiten des Knaben von Cherubini, der in Musikkreisen damals als eine der ersten Autoritäten galt, beurteilen liess.

Hauskonzerten trugen Felix und seine Schwester Fanny auch Werke von Bach vor. Noch vertiefter in dessen Musik eingedrungen war Felix sodann dank seinem Kompositionslehrer Zelter, der ebenfalls ein grosser Bachverehrer war. Zelter studierte in seiner Berliner Singakademie regelmässig kleinere Werke ein, brachte aber aus den im letzten Absatz genannten Gründen keine grösseren Bach-Werke zur Aufführung.

Der jugendliche Felix besass indes eine viel optimistischere Einstellung betreffend die Wirkung von Bachs Musik; offenbar vermochte er allein

schon aus den Partituren ganz andere als »unverständliche« Klänge herauszuhören. Als er zu Weihnachten 1823 von seiner Grossmutter eine Abschrift der »Matthäuspassion« geschenkt erhielt, studierte er diese wieder und wieder, und der Gedanke, dieses grosse Werk den allgemeinen Einwänden zum Trotz in gesamter Länge aufzuführen, gewann in ihm immer mehr an Raum. Zusammen mit dem Sänger Devrient konnte er Zelter schliesslich im Dezember 1828 die Zustimmung abringen, das Werk mit über 150 Sängern und Sängern der Singakademie einzustudieren.

Den Winter über wurde geprobt; Felix hatte das Werk so sehr verinnerlicht, dass er die Proben ohne Partitur leitete. Und am 11. März 1829 – einhundert Jahre nachdem die »Matthäuspassion« unter Bach selbst ur- und seither kaum mehr je aufgeführt worden war – fand das Konzert im bis auf den letzten Platz besetzten Saal der Berliner Singakademie unter der Leitung von Felix Mendelssohn statt. Die Aufführung war ein derart überwältigender Erfolg, dass sie noch zweimal wiederholt werden musste. Devrient schrieb in seinen »Erinnerungen«:

»Man staunte, nicht sowohl über die Grossartigkeit des Baues, sondern mehr über die Fülle der Melodien, über den reichen Ausdruck der Empfindung, der Leidenschaft, über die eigentümliche Deklamation und über die Wucht der dramatischen Wirkungen. Von alledem hatte man ja dem alten Bach nichts zugetraut. Aber was Felix getan hat, diese Eigenschaften des Werkes ans Licht zu kehren, seinen Wunderbau in seiner ganzen Pracht erkennen zu lassen, das ist ebenso denkwürdig als die ganze folgenreiche Unternehmung. Die Genialität der Auffassung, mit der er sich des Werkes bemächtigt und zum heiligsten Eigentum gemacht, das war nur die Hälfte seines Verdienstes. Mit welcher Geschicklichkeit, Energie, Ausdauer und

kluger Berechnung seiner Mittel er das antiquierte Werk wieder modern, anschaulich und lebendig gemacht hat, das muss man miterlebt haben, um den zwanzigjährigen Jüngling danach in der Bedeutung seiner Fähigkeiten und ihrer frühen Reife zu schätzen.«

Nicht nur von der Interpretation her gehörte diese Wiederaufführung, deren Erlös Mendelssohn für die Einrichtung von zwei Nähschulen für Mädchen »niederer Stände« verwendete, zu den »Sternstunden der Musikgeschichte«, wie ein Biograph schreibt, sondern auch von ihren Auswirkungen. Während man Bach zuvor während Jahrzehnten kaum irgendwo hatte hören

können, sprang nun der Funke der erneuten Hinwendung zu Bach auf andere deutsche Städte über. Felix Mendelssohn hatte mit seiner Auf- führung der »Matthäuspasion« im Jahre 1829 den entscheidenden Anstoss zur Bach-Renaissance, ja zur Renaissance der Barockmusik, gegeben.

DIE ENGLANDREISE

In den wohlhabenden Kreisen des Bürgertums des 18. und 19. Jahrhunderts gehörte es zum guten Ton, die Söhne – und in aller Regel nur sie – an der Schwelle zum Erwachsenenalter auf eine Bildungsreise durch Europa zu schicken. Sie sollten ihre Bildung möglichst noch

Felix Mendelssohn im Buckingham Palace bei der jungen Königin Viktoria und Prinzgemahl Albert.



Blick auf den Dom von Florenz, Aquarell von Felix Mendelssohn, 1830.



Felix Mendelssohn als selbstbewusster junger Erwachsener in London, Aquarell von James Warren Childe, 1830. In London hatte Mendelssohn das Publikum verblüfft, weil er Konzertstücke auch anderer Komponisten auswendig vortrug. Nach dem Zeugnis zahlreicher Zeitgenossen verfügte er über eine sehr rasche Auffassung und ein herausragendes musikalisches Gedächtnis. Musikstücke vermochte er nach zum Teil nur einmaligem Hören fehlerfrei wiederzugeben. Auch grössere Werke von Bach, Gluck, Beethoven, Mozart oder Weber hatte er vollständig im Kopf und spielte oder dirigierte sie ohne Noten beziehungsweise Partitur.



abrunden, bevor sie ins Berufsleben eintraten und eine Familie gründeten. Abraham Mendelssohn wollte dies mit Felix ebenso halten; ohne elterliche oder väterliche Aufsicht sollte er, der ja schon durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz gereist war, noch andere Länder und insbesondere auch deren Musikschaffen kennen lernen.

So fuhr der zwanzigjährige Felix Mendelssohn im April 1829 über Hamburg nach London. Und bereits am 25. Mai gab er in den damals berühmten, etwas später niedergebrannten Argyll Rooms, dem Grossen Saal der London Philharmonic Society, sein erstes öffentliches Konzert auf englischem Boden, und zwar mit seiner Symphonie Nr. 1 in c-Moll, welche er selbst dirigierte. Glücklicherweise konnte er seiner Familie am Tag nach der Aufführung aus England berichten:

»Der Erfolg nun gestern Abend im Konzert war grösser, als ich ihm mir je hätte träumen lassen. Man fing mit der Symphonie an; der alte J. Cramer [der in London lebende deutsche Komponist Johann Baptist Cramer] führte mich ans Klavier wie eine junge Dame, und ich wurde mit laut und lange anhaltendem Beifall empfangen. Das Adagio verlangten sie da capo, ich zog vor, mich zu bedanken und weiterzugehen, aus Furcht vor Langeweile; das Scherzo wurde aber so stark noch einmal verlangt, dass ich es wiederholen musste, und nach dem letzten applaudierten sie fortwährend, solange ich mich beim Orchester bedankte und hands shakte, bis ich den Saal verlassen hatte.«

Mendelssohn gab in London eine Reihe weiterer Konzerte, bei denen er auch Werke anderer Meister vortrug. So machte er die Londoner mit Beethovens Klavierkonzert Nr. 5 in Es-Dur bekannt, das in England zuvor noch keine Aufführung erlebt hatte. Für die Zuhörer ungewohnt war auch, dass er – so das Konzertstück in f-Moll von Weber – ohne Noten spielte, denn dies war in England bisher nicht vorgekommen. Ein Höhepunkt besonderer Art war zudem ein fast vier Stunden dauerndes Wohltätigkeitskonzert,

das er in London kurzerhand zugunsten der Opfer einer Hochwasserkatastrophe in Schlesien veranstaltete und das er dirigierte sowie als Pianist begleitete. Das Konzert brachte den beachtlichen Reinerlös von 6600 Goldmark ein.

Felix Mendelssohn hat in diesen Monaten im Jahre 1829 den Grundstein gelegt für eine – innig erwiderte – Liebezumenglisches Publikum. Bis zum Ende seines Lebens ist er fast ein Dutzend Mal nach England gereist, und er wurde dort immer wieder enthusiastisch gefeiert. Es entstand später auch eine freundschaftliche Verbindung zu der jungen Königin Viktoria (regierte von 1837 bis 1901) und Prinzgemahl Albert; er wurde einer ihrer Lieblingskomponisten.

Nach Ende der Londoner Konzertsaison reiste er nach Schottland weiter. Früchte dieses Aufenthalts sind seine von den dortigen Eindrücken inspirierte »Schottische Symphonie« und die Konzertouvertüre »Die Hebriden«.

Im Dezember 1829 war Mendelssohn wieder in seinem Elternhaus in Berlin, aber nur, um im nächsten Frühling über Salzburg und Wien nach Italien weiterzufahren, wo er sodann ein Dreivierteljahr lang umherreiste, um die reiche Kulturgeschichte des Landes zu studieren. Noch in Italien begann er mit der Vertonung von Goethes Gedicht »Die erste Walpurgisnacht«, mit der Komposition seines Klavierkonzerts Nr. 1 in g-Moll und auch einer weiteren seiner auf Reiseimpressionen gründenden Symphonien, welche dann die »Italienische« werden sollte.

»ICH NEHME ES MIT DER MUSIK SEHR ERNSTHAFT«

Noch während seiner Italienreise hatte Felix Mendelssohn einen Brief des acht Jahre älteren Jugendfreundes Devrient erhalten, der ihm halb im Scherz vorwarf, er, Felix, sei nun schon 22 Jahre alt und habe bislang nichts für die eigene Unsterblichkeit getan. Der Sänger Devrient, der dabei durchaus an seine Karriere gedacht haben dürfte, empfahl dem Freund, sich doch der Oper zuzuwenden. Felix sah

es jedoch nicht als sein oberstes Ziel an, berühmt zu werden – ganz abgesehen davon, dass er es ja bereits war. Umgehend schrieb er an Devrient zurück:

»Du machst mir Vorwürfe, dass ich schon 22 Jahre und doch noch nicht berühmt sei; ich kann darauf nichts anderes antworten als: Wenn Gott gewollt hätte, dass ich zu 22 Jahren berühmt sein sollte, so wäre ich's wahrscheinlich schon geworden; ich kann nichts dafür, denn ich schreibe ebenso wenig, um berühmt zu werden, als ich schreibe, um eine Kapellmeisterstelle zu erhalten. Es wäre schön, wenn beides sich einfinden wollte; solange ich aber nicht gerade verhungre, so lange ist es Pflicht, zu schreiben, was und wie mir es ums Herz ist, und die Wirkung davon dem zu überlassen, der für mehr und Grösseres sorgt.«

Und als ihm in diesen Tagen in ähnlichem Sinne eine Cousine ein Gedicht zur Vertonung ans Herz legte, das damals zwar sehr beliebt war, das Mendelssohn aber künstlerisch nicht zu überzeugen vermochte, antwortete er ihr:

»Ich nehme es mit der Musik sehr ernsthaft und halte es für unerlaubt, etwas zu komponieren, das ich eben nicht ganz durch und durch fühle. Es ist, als sollte ich eine Lüge sagen, denn die Noten haben doch einen bestimmten Sinn, wie die Worte – vielleicht einen noch bestimmteren.«

Zu dieser Zurückhaltung, zu dieser Absage an das einfach gerade Modische, passte auch die von vielen Zeitzeugen bestätigte Art und Weise seines Vortrags, seines Klavierspiels. Felix Mendelssohn war zwar ein äusserst virtuoser Pianist, aber er war kein »Tastakrobat«. Jede Art von Selbstdarstellung lehnte er ab; er hat auch ausdrücklich untersagt, dass sein Porträt auf den Konzertprogrammen erscheine. Er wollte das Publikum nicht blenden, weder mit seinen Kompositionen noch mit seinen Konzerten. Er wollte Musik vermitteln, sie dem Publikum innerlich nahe bringen. Der Komponist Ferdinand Hiller (1811–1885) schrieb dazu:

»Es war eine Eigentümlichkeit Mendelssohns, seine neuen Kompositionen, wenn er sie in der Intimität zu hören gab, mit einer Zurückhaltung zu spielen, die offenbar in der Intention begründet war, durch den Vortrag nicht zu bestechen und das Werk rein durch seinen Inhalt wirken zu lassen. Höchstens bei Orchesterkompositionen liess er sich durch die Mannigfaltigkeit dessen, was ihn in Anspruch nahm, fortreissen. Spielte er aber Kompositionen unserer grossen Meister, so war er stets gleich Feuer und Flamme.«

Und anderen Meistern hat Mendelssohn einen Grossteil seines Wirkens gewidmet. Als er 1833 seine erste Stelle antrat und in Düsseldorf städtischer Musikdirektor wurde, machte er es sich zur Aufgabe, die Rheinländer mit dort bisher nicht gespielten Werken bekannt zu machen. Er setzte Renaissance- und Barockwerke aufs Konzertprogramm, spielte Cherubini, die Klavierkonzerte von Beethoven und führte insbesondere auch die Oratorien von Georg Friedrich Händel (1685–1759) wieder auf. Innerhalb von zwei Jahren brachte er fünf von dessen Grosswerken auf die Bühne, womit er – wieschon bei Bach – auch entscheidend zur Renaissance von Händels Musik beitrug. Es war ferner diese intensive Beschäftigung mit Händel, die in Mendelssohn das Vorhaben reifen liess, selbst ein Oratorium zu schreiben: Sein möglicherweise autobiographisch motiviertes Oratorium »Paulus« hat er, dessen Familie ja ebenfalls vom Judentum zum Christentum übergetreten war, zu einem grossen Teil in Düsseldorf geschrieben. Das Werk erlebte dort auch seine Uraufführung.

In Düsseldorf war Mendelssohn aber nicht glücklich geworden; die mit dem Amt verbundenen Verpflichtungen zur Administration und Repräsentation, welche mit der Musik selbst so wenig zu tun hatten, empfand er zunehmend als hinderlich:

»Sich mit den Menschen herumzanken wegen zwei Talern; gegen die Guten streng und gegen die Schlechten nachsichtig sein; vornehme Gesichter machen, damit sie den Respekt nicht verlieren, den

sie gar nicht haben; ärgerlich tun, ohne sich zu ärgern – das sind lauter Sachen, die ich nicht kann und nicht können mag. Und hab ich's mal mit Müh und Not so weit gebracht und nun soll Musik gemacht werden, so bin ich müde und matt, ehe die Probe anfängt, von allem Repräsentieren und ist doch gar nichts geschehen. Und komm ich nachher nach Hause und denke, dass ich auch mal habe was komponieren wollen, so ist mir, als wäre das ein anderer gewesen, und komme mir selbst lächerlich vor mit meiner Würde.«

Als er dann im Frühjahr 1835 das Angebot erhielt, die Leitung der renommierten Gewandhauskonzerte in Leipzig zu übernehmen, war der Entscheid rasch gefällt. Im August desselben Jahres zog Mendelssohn nach Sachsen, und am 4. Oktober gab er, 26-jährig, im Gewandhaus das erste Konzert, unter anderem mit seiner Ouvertüre »Meeresstille und glückliche Fahrt« sowie mit Beethovens 4. Symphonie.

IM DIENSTE DER MUSIK

Felix Mendelssohns – von zwei für ihn weniger priesslichen Intermezzos in Berlin unterbrochene – Leipziger Jahre waren in mehrerlei Hinsicht äusserst fruchtbare und gesamthaft betrachtet seine bedeutendsten, wenn auch verzehrendsten Jahre. Er hat in dieser Zeit nicht nur eine Vielzahl weiterer Kompositionen geschaffen, so etwa sein Klavierkonzert Nr. 2 in d-Moll, das Violinkonzert in e-Moll, seine tief berührende Symphoniekantate »Lobgesang« oder sein zweites Oratorium, »Elias«; Mendelssohn hat in Leipzig von allem Anfang an auch in einem unglaublich intensiv anmutenden Schaffenseifer musikgeschichtliche Akzente gesetzt.

Als Erstes sei dabei die von ihm zur Bedingung seiner Anstellung gemachte neue Form der Orchesterleitung erwähnt. Bis zu seiner Zeit wurde Instrumentalmusik wie zum Beispiel eine Symphonie vom Konzertmeister, dem 1. Geiger des Orchesters, oder im Falle eines Klavierkonzerts vom Pianisten geleitet; Dirigenten gab es nur bei Chorwerken. Mendelssohn aber setzte es in Leipzig durch,

auch die Instrumentalkonzerte – abgesehen von kammermusikalischen Werken – vom Dirigentenpult aus zu leiten. Ihm, dem an Sorgfalt und Perfektion so viel lag, war klar geworden, dass er nur so über die erforderliche Position und Autorität verfügte, um mit dem Orchester ein Werk erarbeiten und eine einheitliche Interpretation durchsetzen zu können. Akzeptiert wurde die Neuerung von den Musikern nur, weil Mendelssohn ungeachtet seines jungen Alters eine musikalische Persönlichkeit und ein vorzüglicher Dirigent war. So ist in einer Chronik des Gewandhauses zu lesen:

»Er studierte die Werke in so sorgfältiger Weise in Bezug auf die Technik, in so anregender Weise in Bezug auf den Geist der Ausführung ein, dass die wenigen Mitglieder des Orchesters, die anfänglich vielleicht Neigung zu Opposition hatten, sehr bald bekehrt wurden und seiner genialen Führung ebenso willig wie alle anderen Mitglieder folgten, dass sie sämtlich ihre künstlerische Ehre darsetzten, die ganze Zufriedenheit des überlegenen Dirigenten zu erwerben.«

Das Resultat der neuen Dirigierform schlug sich denn auch sogleich hörbar nieder:

»Die meisten der Zuhörer, denen die bisherigen Leistungen des Orchesters als vorzüglich und kaum noch zu übertreffen erschienen waren, hatten eine solche Steigerung in der Güte der Ausführung, wie sie Mendelssohn gleich mit Beginn seiner Tätigkeit hervorgebracht hatte, nicht für möglich gehalten. Ein ungeahnter Geist war ihnen, der das Orchester jetzt be-seelte, ein vorher nie empfundener Puls-schlag, der sein Leben jetzt beherrschte.«

Die von Mendelssohn eingeführte Dirigierform wurde rasch allenorten zur Regel, und sie ist aus dem modernen Konzertleben nicht mehr wegzudenken.

Inhaltlich setzte sich Felix Mendelssohn auch in Leipzig für die Wiederaufführung von vergessen gegangenen Werken ein. So führte er zum Beispiel die Suiten von Johann Sebastian Bach im Konzertsaal



Cécile Jeanrenaud, die Ehefrau von Felix Mendelssohn, Ölgemälde von Eduard Magnus, 1846. Das Wohnzimmer von Felix und Cécile Mendelssohn in Leipzig, 1840. Das Aquarell als solches stammt von Felix Mendelssohn; weil er aber das Figurenzeichnen nie gut beherrscht hat, zeichnete seine Frau sich und die beiden ältesten Kinder Carl und Marie hinzu. Cécile und Felix Mendelssohn hatten 1837 geheiratet und hatten fünf Kinder: Carl (1838), Marie (1839), Paul (1841), Felix (1843) und Lili (1845). Als Felix Mendelssohn starb, war der Älteste neun, der Kleinste gerade zwei Jahre alt. Die Kinder haben aber auch die Mutter früh verloren: Cécile hat ihren Mann nur um sechs Jahre überlebt. Die Kinder wurden sodann auf die Familien ihrer Eltern aufgeteilt.



Das Gewandhaus in Leipzig, Aquarell von Felix Mendelssohn von 1836 mit handschriftlicher Widmung für die Sängerin Henriette Grabau.



ein oder setzte als Erster die bislang noch nie aufgeführte grosse Symphonie in C-Dur von *Franz Schubert* (1797–1828) aufs Konzertprogramm, welche *Robert Schumann* (1810–1856) im Wiener Nachlass entdeckt hatte. Um das Verständnis des Publikums für die Entwicklung und Geschichte der Musik zu fördern, begründete Mendelssohn ferner die Reihe der sogenannten Historischen Konzerte, in denen er Werke eines Bach, Händel, Gluck, Mozart, Haydn, Salieri oder Beethoven ausführlich vorstellte, aber auch solche unbekannter Komponisten wie Viotti, Righini oder Naumann zur Aufführung brachte.

Mendelssohn liess es indes nicht bei historisch orientierten Aufführungen bewenden; er machte das Leipziger Gewandhaus vielmehr auch zu einem Forum zeitgenössischer Musik. So leitete er etwa die Uraufführungen von Schumanns 1. und 2. Symphonie sowie dessen Klavierkonzert in a-Moll, daneben aber auch von Werken heute weniger beachteter Komponisten. Es dürfte nicht überraschen, dass die herausragenden Interpreten der Zeit damals gleichsam zu Mendelssohn strömten; in Leipzig traten die Pianistin *Clara Schumann* (1819 bis 1896) ebenso auf wie *Franz Liszt* (1811–1886), *Frédéric Chopin* (1810 bis 1849), *Anton*

Rubinstein (1829 bis 1894) oder der bereits genannte *Ignaz Moscheles*.

Bei alledem hat Mendelssohn die zu der Zeit wenig komfortable Lage der Orchestermusiker nicht ausser Acht gelassen und sich bei Bedarf persönlich sowohl für die einzelnen Musiker eingesetzt als auch für das Orchester als Ganzes. Einem Brief an Moscheles von 1839 ist beispielsweise zu entnehmen, dass er eine Lohnerhöhung für das Orchester durchsetzen konnte:

»Mein Steckenpferd ist jetzt unser armes Orchester und seine Verbesserung. Jetzt habe ich ihnen, mit unsäglicher Lauferei, Schreiberei und



Quälerei, eine Zulage von 500 Talern ausgewirkt, und ehe ich von hier weggehe [er ging 1841 nach Berlin], müssen sie mehr als das Doppelte haben.»

Im Jahre 1843 wurde in Leipzig unter Mitwirkung von Felix Mendelssohn ein Musikkonservatorium gegründet. Er selbst übernahm die Leitung und entwickelte in dieser Funktion für die damals allenorten erst in den Kinderschuhen steckende staatliche Musikausbildung ein Unterrichtsprogramm, das bis heute als modellhaft gilt.

Mendelssohn hatte sich in Leipzig ein sehr intensives Programm auferlegt, das letztlich seinen Tribut gefordert hat. Trotz immer deutlicher zutage tretender Anzeichen von Erschöpfung sah er sich nicht imstande, seine vielen Verpflichtungen in ausreichendem Masse zu reduzieren. Felix Mendelssohn, der neben seinen kräftezehrenden beruflichen Engagements ja auch noch Familienvater war – er hatte 1837 *Cécile Jeanrenaud* geheiratet, mit welcher er fünf Kinder hatte –, starb am 4. November 1847 im Alter von erst 38 Jahren an den Folgen eines Hirnschlags in Leipzig.

DIE NACHWELT

Zu Lebzeiten von Felix Mendelssohn Bartholdy wurde sein breitgefächertes musikalisches Wirken noch weitherum als wegweisend

eingestuft und stand er als Mensch und Musiker in hohem Ansehen. Aber schon bald nach seinem Tode wurde ihm und seinen Leistungen Abbruch getan. Den Auslöser setzte *Richard Wagner* (1813–1883). Vor Mendelssohns Tod hatte er diesem noch mehrere bewundernde Briefe geschrieben. 1850 aber, drei Jahre danach, veröffentlichte er unter falschem Namen eine Schrift, in der er zwar nicht Mendelssohns grosses Talent in Frage stellte, ihm jedoch aufgrund seiner religiösen Abstammung die Fähigkeit absprach, mit seiner Musik eine »tiefe, Herz und Seele ergreifende Wirkung [...] hervorzubringen«.

Die zunehmend antisemitische Stimmung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war für die feine Empfindsamkeit, die in Mendelssohns Kompositionen zum Ausdruck kommt, nicht mehr empfänglich. Sie nahm das von Wagner formulierte Urteil auf. Während der Nazi-Zeit wurde die Missachtung Mendelssohns noch weiter gesteigert: In Deutschland war es von 1933 bis 1945 verboten, ein Werk von ihm öffentlich aufzuführen oder privat zu spielen.

Von dieser Herabsetzung hat sich das Ansehen Mendelssohns bis heute nicht ganz erholt. Anders als bei anderen Komponisten seines Ranges steht eine umfassende, objektive Würdigung seines Wirkens noch immer aus. ☹

Aussicht vom Gipfel des Sidelhorns im Grimselgebiet in den Berner Alpen. Felix Mendelssohn hat dieses Aquarell am 18. August 1847, zweieinhalb Monate vor seinem Tod, gemalt. Zunehmend hatte er unter Erschöpfungszuständen gelitten, die von seinem so vielfältigen wie intensiven Programm herrührten. Im Herbst 1846 kündete er daher an, künftig nicht mehr als Pianist auftreten zu wollen, im Frühling 1847 legte er auch die Leitung der Gewandhauskonzerte nieder, reiste dann aber doch wieder zu mehreren Konzerten nach England. Bei seiner Rückkehr erfuhr er vom plötzlichen Tod seiner älteren Schwester Fanny, mit der er stets eng verbunden war, und erlitt darauf einen Nervenzusammenbruch. Auf einer ausgedehnten Reise durch die Schweiz suchte er die dringend benötigte Erholung – vergeblich: Zurück in Leipzig, starb er im Alter von 38 Jahren an den Folgen eines Hirnschlags.

Literatur

Clive Brown, *A Portrait of Mendelssohn*, New Haven 2003. Eduard Devrient, *Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn Bartholdy und seine Briefe an mich*, Leipzig 1869. Rudolf Elvers und Hans-Günter Klein (Hg.), *Die Mendelssohns in Berlin: eine Familie und ihre Stadt*, Wiesbaden 1983. Felix Gilbert (Hg.), *Bankiers, Künstler und Gelehrte, unveröffentlichte Briefe der Familie Mendelssohn aus dem 19. Jahrhundert*, Tübingen 1975. Sebastian Hensel, *Die Familie Mendelssohn 1729–1847, nach Briefen und Tagebüchern*, 2 Bde., 17. Auflage, Berlin 1921. Eckart Klessmann, *Die Mendelssohns, Bilder aus einer deutschen Familie*, Zürich 1997. Karl-Heinz Köhler, *Mendelssohn*, Stuttgart 1995. Thomas Lackmann, *Das Glück der Mendelssohns, Geschichte einer deutschen Familie*, Berlin 2005. Peter Mercer-Taylor, *The life of Mendelssohn*, Cambridge (UK) 2000. Felix Mendelssohn Bartholdy, *Reisebriefe*, Bd. 1: Aus den Jahren 1830 bis 1832, Bd. 2: Aus den Jahren 1833 bis 1847, Faksimiledruck der Ausgaben von 1861 bzw. 1863, Potsdam 1997; *Glückliche Jugend, Briefe des jungen Komponisten*, hg. von Günter Schulz, Bremen 1971; *Briefe aus Leipziger Archiven*, hg. von Hans-Joachim Rothe und Reinhard Szeskus, Leipzig 1972; *Briefe*, hg. von Rudolf Elvers, Frankfurt a. M. 1984. Philip Radcliffe, *Mendelssohn*, New York 2000. Arnd Richter, *Mendelssohn, Leben, Werke, Dokumente*, Mainz 1994. R. Larry Todd, *Mendelssohn, A Life in Music*, New York 2003. Hans Christoph Worbs, *Mendelssohn Bartholdy*, Reinbek bei Hamburg 2004.